

CATRIONA WARD

**.. DAS
MÄDCHEN
VON
RAWBLOOD**

Aus dem Englischen von Heiner Eden

FESTA

Die englische Originalausgabe *Rawblood*
erschien 2015 im Verlag Weidenfeld & Nicolson.
Copyright © 2015 by Catriona Ward

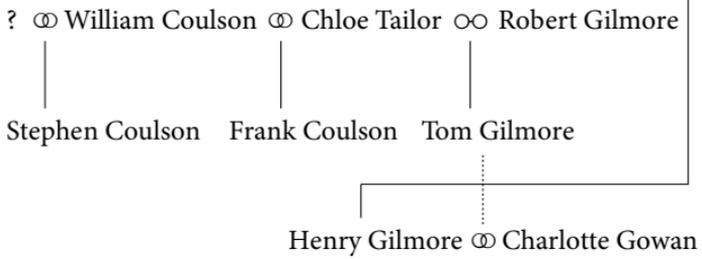
1. Auflage Oktober 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Lektorat: Joern Rauser
Titelbild: Mihai Costea
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-164-6
eBook 978-3-98676-165-3

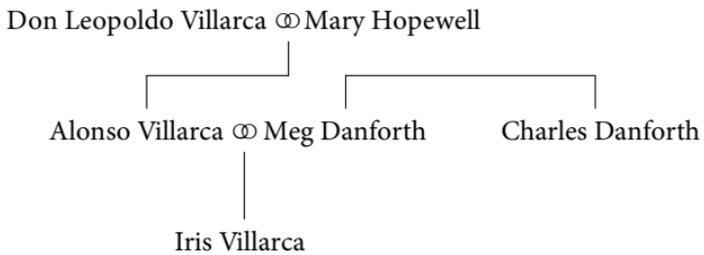


Für meine Eltern
Isabelle und Christopher

GILMORES UND COULSONS



VILLARCAS





IRIS

1910

So kommt es dazu, dass ich meinen Vater töte. So fängt es an.

Ich bin elf. Wir finden die Stute kurz nach dem Mittag. Lange kann sie noch nicht da sein; die Füchse sind noch nicht gekommen. Die Fliegen dafür schon. Sie glänzt und ist prall.

»Warum?«, frage ich.

Toms knochige Schultern heben sich gleichgültig. Manchmal sterben Dinge einfach. Das hat er genau begriffen. In den letzten paar Monaten.

Die Mähne der Stute liegt schwarz auf dem ausgedörrten Rasen. Kniend strecke ich einen Finger nach ihr aus. Er zieht mich von dem Kadaver weg. Ich erwarte einen Rüffel, doch er sagt nur: »Da.«

Ich sehe es nicht, und dann sehe ich es doch, in einem Gestrüpp aus Farn, zehn Schritte weiter. Klein und dunkel in den grünen Schatten. Ein Neugeborenes.

»Was wirst du tun?«, frage ich.

Er fährt sich mit der Hand durch sein Haar.

»Sei kein Plagegeist, Iris. Was soll ich denn deiner Ansicht nach machen?«

Das tut weh. »Ich bin kein Plagegeist«, antworte ich. »Ich versuche bloß zu *helfen*.«

Er schubst mich sanft. »Plagegeist.« Seit dem Tod seiner Mutter im März ist Toms Stimme ohne Klang.

Wir sehen zu, wie sich das Fohlen hinlegt und den Kopf einzieht. Es seufzt. Seine dünne, flauschige Flanke hebt sich. Das Fell ist an manchen Stellen noch immer glitschig. Es ist zu klein, um zu leben, doch wie es scheint, weiß es das nicht.

»Wir könnten es füttern«, schlage ich vor.

Er wirft mir einen Blick zu, der sagt, dass ich in einem großen Haus wohne, in dem die Böden mit Bienenwachs gebohntert und die Decken hoch sind, wo die Luft in einer weißen Stille emporsteigt und die Laken mit Lavendel und Teerose parfümiert werden. Morgens esse ich Haferbrei mit Rahm und trinke Milch aus meinem Silberkrug, wenn ich lieb bin. Toms Knie stoßen durch die verschlissenen Flicker seiner Hose. Er wohnt mit seinem stillen Vater in dem zugigen Gehöft mit dem löchrigen Dach. Jeden Morgen ist er auf den Feldern, noch bevor die Sonne aufgeht. Es gibt kein *wir*.

Ich krümme mich. Meine Stiefel sind eng, meine Füße so blutleer wie das Fleisch eines ausgenommenen Fisches. Ich habe meine Strümpfe irgendwo an den Berghängen des Bell Tor ausgezogen. Unter meinem Rock sind meine bloßen Beine vom Ginster zerkratzt und von feinen Blutperlen überzogen.

»Hat noch nie geklappt«, ruft er schließlich. »Sie nehmen's einfach nicht. Oder sie werden davon krank.

In der Kuhmilch muss etwas sein, das sie nicht vertragen.«

»Ich möchte aber nicht, dass es stirbt.«

»Du bist ein Mädchen. Du verstehst das nicht.«

Und so weiß ich, dass auch er nicht möchte, dass es stirbt.

In einem Märzsturm trat Charlotte Gilmore auf eine Falte ihres Rocks. Jeden Tag sehe ich, wie sich dieser Moment in Toms Augen widerspiegelt: die kalte Luft, die ihr ins Gesicht schlägt, als sie die 20 Stufen der Treppe hinunterstürzt; ihr Kleid, das sich wie eine abgeworfene Blüte aufbauscht; der Donner, der das Geräusch übertüncht, als ihr Genick bricht.

»Komm jetzt.« Immer wenn er verärgert ist, klappert seine Stimme wie eine schlecht sitzende Schublade.

Unsere langen Schatten gleiten über das Gras. Suchend hebt das Fohlen den Kopf. Tom packt es. Es krümmt und windet sich und tritt mit seinen kleinen Hufen nach ihm. Tom hebt das Fohlen über seine Schulter und legt es dort ab. Die schwächtigen Vorderbeine und Hinterbeine stecken fest in seinen Fäusten. Der kleine buschige Schweif schlägt empört um sich. So gehen sie los, zurück zur Farm.

»Sie werden dich schon vermissen«, ruft er mir über seine Schulter hinweg zu. »Geh jetzt lieber nach Hause. Plagegeist«, fügt er noch hinzu.

»Warte«, sage ich. »Warte!« Ich renne auf festen Füßen hinter ihm her.

Henry Gilmore lehnt an dem Gatter zur Farm. Sein Blick ist groß und von nichts erfüllt. Tom steht aufrecht vor seinem Vater. Auf seiner Schulter zuckt das Fohlen mit seinen kleinen Ohren. Noch einmal stellt Tom die Frage.

»Maisie hat ihr Fohlen vor zwei Tagen abgestillt«, antwortet Henry Gilmore. Seine Worte kommen langsam. Er wirft Tom seinen zurückweichenden Blick zu. Früher mal hat er einem noch geradewegs in die Augen geblickt. Jetzt nicht mehr. Er hat seinen Blick vor vier Monaten im Grab von Toms Mutter zurückgelassen.

»Wird sie ...« Tom zögert.

Henry Gilmore zuckt die Schultern. »Kann schon sein. Lass sie zufrieden. Wenn sie es nicht mag. Lass sie tun, was sie tut.«

Er streckt seine Hand nach dem Maul des Fohlens aus. Die Nüstern des Tieres zittern, reiben sich an seiner Haut, riechen seine Trauer.

»Es wird sowieso sterben«, meint er. »Ist besser, wenn's schnell passiert.«

»Vielleicht aber auch nicht«, antwortet Tom. Die Luft zwischen ihnen wird dick.

»Aus dir wird kein Farmer.« Mit einer gedankenverlorenen Hand berührt Henry Gilmore die Schulter seines Sohns. Er lässt uns allein und verschwindet durch das Gatter ins Blau. Tom, das Fohlen und ich sehen ihm hinterher. Mit jedem Schritt lässt ihn die Entfernung kleiner werden und schmälert seine Gestalt zu einem dunklen Strich, der über die Knochen des Hügels kriecht.

Aus dem Stall lugt Maisie durch eine Stirnlocke, die die Farbe von schmutzigem Schnee hat. Ein Gewirr aus Lehmklumpen klebt an ihrem Unterleib. Sie hebt ihre breiten Lippen in unsere Richtung und zeigt uns ihre buttergelben Zähne.

»Du gehst da nicht rein«, bestimmt Tom. »Hast du das verstanden, Plagegeist? Ganz egal was passiert.«

Über seinem Auge zuckt es. Eine Augenbraue stottert vor Kummer. Das Maul des Fohlens streicht ihm über die Wange. Tom packt seine klebrigen Beine noch fester.

»Du musst es festhalten«, ordnet er an. »Kannst du das? Wenn du ... Ja, so.« Ein Getrappel aus kleinen Hufen, und das Fohlen kreischt wie eine Katze. Schließlich schmiegt es sich in meinen Arm. Sein pochendes Herz, die dünnen, jungen Knochen.

Tom sagt: »Wir müssen dafür sorgen, dass sie gleich riechen.«

Aneinandergedrängt zittern das Fohlen und ich unter der Sonne. Ich kann nicht sehen, wohin Tom gegangen ist. Seine Stiefel knacken auf dem trockenen Boden, dann folgt ein vielschichtiges Rätsel aus Holz, Metall, Riegeln, Schlössern und Türen. Er ist schnell zurück.

»Das sollte reichen.«

Die Blechdose wirkt gedrungen und dickleibig. Er stemmt den Deckel mit seinem Messer auf und schiebt seine Hand hinein. Heraus kommt eine glänzende, in Melasse getünchte Pranke. Dunkel funkelnde Fäden. Damit schmiert er den Kopf und den Widerrist des Fohlens ein. Dann trägt er das Zeug auf dessen Hinterbeine auf, streicht es über die bebenden Flanken und

den Bauch. Als er damit fertig ist, sind meine Arme schraffiert, als wären Schnecken über sie hinweggekrochen.

»Sie wird ihm nicht wehtun«, erklärt Tom. Seine Hand kraut den Kiefer des Fohlens. Es schließt seine Augen. Lange Wimpern an rußigen Augenlidern.

»Wird sie nicht«, wiederholt er, aber damit meint er nicht mich.

Drüben an der Stalltür schüttelt Maisie ihren riesigen Kopf, blinzelt verschämt und hebt ihre gummiartige Lippe.

»Nein«, bestätige ich. »Das wird sie nicht. Gute Maisie.«

Die äußere Erscheinung des Zugpferdes ist überwältigend. Maisies Flanken kräuseln sich wie ein ruhiges Meer. Tom sieht sie an. Seine Augen zeigen die blaue, von Weiß umgebene Iris.

»Bringt jetzt nichts zu warten«, sagt er zu sich selbst oder zu mir. Maisie begegnet seiner klebrigen Hand mit aufgeblähten Nüstern. »Jup«, sagt er zu ihr. »Das alles. Bald.« Er schlüpft in den Stall und schiebt den Riegel vor. Seine Hände bewegen sich hin und her zwischen dem Licht und der nach Stroh duftenden Finsternis. Sie bedecken Maisies Kopf und Maul mit der Melasse. Rückwärts arbeitet er sich an ihrer gewaltigen Skulptur entlang, hinein in die Dunkelheit, bis er nicht mehr zu sehen ist. Sie bleibt stehen, folgt ihm und der glasigen braunen Spur aber mit dem Kopf.

Ich hebe das Fohlen hoch. Wie ein Sack liegt es in meinem Arm. Es hat sich aufgegeben. Seine Hufe sind kaum größer als Shillings. Das dumpfe Pochen seines

Herzens an meinem Handgelenk. Es riecht scharf nach frisch zertretenen Nesseln.

»Wird es ihm gut gehen?«

Tom sagt nichts. Ich trage das Fohlen zur Stalltür. Es ist still und bleiern. Er greift nach dem Tier und nimmt es durch den Spalt mit in die Dunkelheit. Dann kommt er heraus. Er blinzelt in dem plötzlichen, honigfarbenen Licht des Tages. Seine dunklen Augenbrauen beben. Ich lege meine Fingerspitzen an mein Handgelenk. Das Fleisch dort hält noch immer die Erinnerung an den Herzschlag des Fohlens, verflochten mit meinem eigenen. Schweigend warten wir.

»Ich kann's nicht«, gesteht Tom.

Also sehe ich nach.

In dem schwachen Licht zeichnen Maisies Nüstern die Umrisse des Fohlenkörpers nach. Sie leckt die Melasse von seinem Maul und seinen Augen. Ihre Zunge wischt eine breite Fahne über seine gesamte Länge. Das Fohlen maunzt eine hohe Klage. Maisie schiebt ihre Nase unter seinen Bauch und drückt es damit in die Höhe. Ihr behäbiger Kopf ist genauso lang wie sein Körper, ein Gebilde aus Zähnen und Knochen. Das Fohlen streckt sich. Sein Hals reckt sich mehr, als es ihm möglich ist, in einer anmutigen Linie nach oben. Es reicht aber nicht. Wieder macht es das hohe Geräusch. Maisie beugt die Beine und lässt sich seufzend auf dem Stroh nieder. Ihre Augen schließen sich. Das Fohlen saugt; eine kleine, entschlossene Gestalt an ihrem kolossalen Leib. Der Schweif bewegt sich hin und her. Maisie atmet. Spreu wirbelt in dem schräg einfallenden Licht empor.

»Es geht ihm gut«, stelle ich fest. Doch ich bekomme keine Antwort.

Toms Lippen bewegen sich lautlos. Ich stupse einen Finger in seine Rippen. Ich lege meine klamme Hand um sein dünnes braunes Handgelenk. Tom reißt seine Hände von den Ohren, auf die er sie gepresst hat, bis es wehtat. Er geht zur Stalltür.

»Gut«, sagt er hastig. »Gut. Oh, und gut gemacht, Plagegeist.«

»Nenn mich nicht mehr Plagegeist«, antworte ich. »Das mag ich nicht.«

»Ich weiß«, gibt er zurück. »Tut mir leid. Ich meine es nicht so, Iris. Du bist kein Plagegeist. Es ist nur ... Weißt du noch, wie du dich gefühlt hast, als die Hunde deine Ratte erwischt haben?«

Trauer überkommt mich, und dann auch noch heißer Zorn.

Tom nickt. »So fühle ich mich jetzt die ganze Zeit«, erklärt er. »Jeden Tag.«

Ich denke darüber nach. »Also gut«, sage ich. »Du kannst mich nennen, wie du willst. Es macht mir nichts aus.«

Zum ersten Mal seit seine Mutter gestorben ist, nimmt Tom meine Hand in seine. Wir sehen der Stute und dem Fohlen zu. Bienen summen in dem vergehenden Nachmittag. Geräusche strömen in den Tag zurück.

»Komm jetzt«, sagt Tom schließlich. »Ab nach Hause mit dir.«

»Nein.« Ich bin noch nicht bereit, Papa gegenüberzutreten.

»Wir kriegen Ärger, wenn du nicht gehst.«

Den kriege ich sowieso, aber das sage ich ihm nicht.
»Ich kenne den Weg nach Hause nicht«, bemerke ich triumphierend.

»Das sagst du immer.«

»Bestimmt lande ich in Belgien.«

»Ist ja schon gut, ich begleite dich«, sagt er genau so, wie ich wusste, dass er es sagen würde. »Zurück zum Haus des plagenden Plagegeists!«

»So heißt es nicht.« Ich springe ihn an und bearbeite ihn mit meinen Fäusten. »Und ich heiße auch nicht so!«

»Ich dachte, es macht dir nichts mehr aus!«, ruft er durch meine Hiebe. »Plagegeist! Autsch, nein, Beißen gilt nicht, Plagegeist!« Fröhlich rollen wir über den staubigen Hof.

Ich schlüpfte durch die Hecke. Meine Augen tränen von dem Sonnenlicht und von der Brise. Aber zwischen den Eibenwänden herrscht Stille. Der Geruch von Lavendel hängt in der Luft.

Auf dem Grün träumt mein Vater. Graue und dunkelrote Wolken säumen ihn in seinem schwarzen Anzug. Auf dem Tisch neben ihm liegt aufgeschlagen ein modriges Buch mit ausgefranstem Rücken. Daneben steht ein limettengrüner Krug, in dem glasklares Wasser funkelt. Neben dem Krug liegt ein Beutel aus weichem Leder halb geöffnet auf dem warmen Holz. Darin sehe ich Metall schimmern, scharf und einladend. Ich wende den Blick ab. Ich darf mich dem Beutel meines Vaters nicht nähern und ihn schon gar nicht berühren. Das

ist eine der Regeln. Hinter ihm erhebt sich das Haus warm und grau.

Rawblood. Zuhause. Es klingt wie eine Schlacht, wie tiefe Trauer, doch eigentlich ist es eher ein freundlicher Name. ›Raw‹ kommt von ›Sraw‹, was ›fließen‹ bedeutet, denn der Dart River fließt ganz in der Nähe. ›Blood‹ kommt von ›Bont‹, das ist eine Brücke. Alte Worte. Das Haus an der Brücke über dem fließenden Wasser. Es gehört schon seit ewigen Zeiten meiner Familie. Rawblood, das sind wir, und wir, die Villacars, sind Rawblood.

Es ist ein aufgeblähtes, unansehnliches Ding. In unregelmäßigen Abständen ragen an seinen Seiten Fenster hervor. Das warme Schieferdach leuchtet in verrückten Winkeln purpurfarben im Sonnenlicht. Es ist alt, und jeder, der hier gelebt hat, hat einmal etwas daran angebaut oder wieder etwas davon weggenommen. Genau wie sein Name hat es sich im Laufe der Zeit verändert. Doch das Haus besitzt so etwas wie einen eigenen Willen. Es hat sich in aller Stille und ohne viel Aufhebens seine U-Form erhalten. Wenn ich versuche, an Rawblood zu denken, es mit Worten zu zeichnen, erscheint nur ein dämpfendes Weiß vor mir. Ich kann es nicht besser beschreiben, als ich meine eigenen Knochen oder meine Augen beschreiben kann. Es ist einfach da. Wie eine Erblindung steht es ständig im Vordergrund von allem.

Dies sind ein paar der ersten Dinge, soweit ich mich erinnere, die mir mein Vater beigebracht hat: dass ich mich ruhig verhalten soll und mich nicht unter Mengen von Leuten mischen oder Städte besuchen

darf, wegen der Krankheit; und dass Rawblood in uns geschrieben steht. Manchmal glaube ich, dass Tom von dieser Krankheit weiß. Manchmal sieht er mich auch so an, als wüsste er etwas. Vielleicht könnte ich ihm sogar davon erzählen und er würde trotzdem mein Freund bleiben. Aber ich habe keine Lust, es auszuprobieren.

Ich trete an meinen Vater heran, um ihm beim Schlafen zuzusehen. Sein Kopf nickt zu einer inneren Musik. Seine Augenlider zittern. Ich bin nahe genug, um zu sehen, wie die Sonne jedes silbergraue Barthaar wie einen Faden aus Stahl hervorhebt.

In der Luft zwischen uns entfaltet sich eine Hand. Sie greift meinen Unterarm und zieht mich heran. Sie kommt so schnell und geschmeidig wie die Peitsche aus Baumtrieb.

»Was habe ich erwischt?«, murmelt er, die Augen noch immer versteckt. »Was kann es sein? Ein Löwe?« Er spannt seine langen Finger an, und ich kreische und sage: »Nein, nein, ich bin kein Löwe.«

»Ich glaube es aber nicht. Du musst ein Löwe sein. Immerhin bin ich ein berühmter Löwenfänger.«

Wie zur Schau betastet er meinen Arm, sucht nach Tatzen, sucht nach Krallen. »Na gut. Kein Löwe. Wie wär's damit?« Er summt. »Dann eben ein Dachs. Ein gestreifter, dickschnäuziger Dachs.«

»Nein!«

»Ein Fisch. Ein entzückender silbriger Fisch für mein Abendessen.« Seine Finger gleiten über meine Rippen, so schnell wie über ein Akkordeon, und vor lauter Lachen bekomme ich kaum Luft.

»Ein Mensch, ich bin ein Mensch!«

Er öffnet die Augen. »Das bist du offenbar. Na gut, dann werde ich dich wohl gehen lassen müssen.«

Doch er lässt mich nicht gehen. Er betrachtet mich eingehend von oben bis unten. Ich hatte nicht daran gedacht, wie ich aussehe. Ich bin mit Melasse, Pferdehaaren und Dreck bedeckt. Mein Pinafore-Kleid ist mit Grün und Schwarz überzogen. Der Wind hat meine Haare zu Wuscheln und Hörnern zerzaust.

Mein Vater sagt: »Ist das etwa ... Pferd, wonach du riechst? Was hast du getan, Iris? Wo bist du gewesen?«

Ich wurde erwischt. Also erzähle ich alles. Von dem Fohlen, von Maisie, von der Farm, von hinten nach vorn, mit Worten, die übereinanderstolpern.

Er tunkt sein Taschentuch in den Wasserkrug und wischt mit dem kühlen feuchten Stoff sanft über meine Arme. Der Ring an seinem Finger glitzert rot und weiß und golden. Die Abdrücke seiner Finger prangen wie weiße Geister an meinem Handgelenk.

»Gilmores Junge, der kein Farmer ist«, sagt er. »Iris.«

Ich warte. Die Haare auf meinen Armen stehen stramm.

Er sagt: »Gilmore kommt nicht zurande. Nein. Überhaupt nicht.« Er nimmt mein Kinn in den weißen Flügel seiner Hand und schaut. Seine großen Augen leuchten wie lasiertes Holz. Jetzt wird er mir gleich sagen, dass ich es nicht darf. Er wird erklären, dass ich es wegen der Regeln nicht darf ... Ich kann das aber nicht ertragen. Der Lavendel hängt wie Ruß in der Luft und in meiner Lunge. Wenn Papa und ich streiten, dann immer wegen Tom.

»Sag bitte nicht, dass ich ihn nicht zum Freund haben darf«, bitte ich ihn.

»Doch, genau das sage ich, aber offensichtlich hat es keine Wirkung«, erwidert er. »Du bist unbedacht und du wirst erwachsen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Dich einsperren? Wir können darüber nicht unterschiedlicherer Meinung sein, nein ...« Das Taschentuch fällt auf den Tisch. Ich fühle mich so jung, klamm und sauber. Ich löse mich aus seinem Griff und setze mich neben ihn auf den Rasen.

Mein Vater rügt mich nicht und sagt auch nichts zu meinem Kleid. Wieder legt er seine Hand an meinen Kopf, sanft und gutmütig. Sie streichelt mich und zupft behutsam Farn und Stroh und Kletten aus meinem rebellierenden Haar. »Schmuddelkind«, sagt er zu sich selbst. Das weiche Gras kitzelt mich an meinen strumpflosen Waden. Ganz in der Nähe zanken sich Spatzen im Rhododendron. Vor der im Schatten liegenden Hecke durchbricht ein einziges Gänseblümchen das makellose Grün des Rasens. Morgen wird es verschwunden sein.

Ich hebe das auseinanderfallende Buch auf. Eigentlich ist es ein Kassenbuch, eines, wie ich es schon mal für die Haushaltskonten gesehen habe. In meinen Händen klappt es auf. Ein scharfer Geruch steigt aus seinen zerfledderten Seiten empor. Sie sind nasskalt und fühlen sich fettig an. Verblasste, handgeschriebene Zeilen. *Sie beunruhigt mich nicht; die Tatsache ist so schlicht, dass ich vielleicht schon verdammt bin. Andere Dinge suchen mich in meinen Träumen heim. Ein kleiner Segen, einem Dämon ausgehändigt.*

»Was soll das heißen?«, frage ich.

Papas Finger trommeln auf dem Papier, ein leiser Zapfenstreich. Er sagt: »Höchst ungeeignet.« Er nimmt das Buch und legt es von mir weg auf den Tisch. Etwas daran wirkt beängstigend. Ich wische mir die Finger an meinem Kleid ab.

Mein Vater sagt: »Also.«

Ich blicke auf, fragend. Vor der Sonne ist er ein Riese.

»Wenn er gut mit Pferden kann, dann ist es beschlossen. Wir brauchen noch einen Stallburschen; Shakes wird auch nicht jünger. Wir werden den jungen Nichtfarmer nehmen. Und«, seine Hand legt sich um meinen Nacken, »Millers Wolfshund hat sechs Welpen. Ich werde am Morgen mit dir hingehen, damit du dir einen davon aussuchen kannst. Er wird am Fuß deines Bettes schlafen. Wie gefällt dir das?«

Sanfte Finger in meinem Haar. Unaufmerksam, sonnenbenebelt, die Worte wollen sich zuerst nicht zu einem Sinn verbinden. Warum würde Tom am Fuß meines Bettes schlafen? Dann verstehe ich. Ich reibe mit der Hand über meine Augen, über das Gras.

»Nein«, antworte ich.

»Nein?«, fragt er. »Ich habe dir zwei Geschenke gemacht, und alles, was du mir daraufhin sagst, ist ein *Nein?*«

»Danke schön, Papa. Ich möchte die Geschenke nicht.« Ich weiß, das wird alles durcheinanderbringen, auch wenn die Gründe dafür gerade so weit entfernt sind, dass ich sie nicht zu fassen bekomme.

Milde betrachtet er mich. »Iris, ich bin von dir überrascht. Es wird dem Jungen guttun, und die Gilmores

haben Mäuler zu stopfen, ob es dir nun gefällt oder nicht. Aber du musst den Welpen nicht nehmen, wenn du nicht möchtest.«

»Er ist mein Freund«, erkläre ich.

»Und jetzt ist er dein Stallbursche«, hält Papa dagegen. »Und als solchen wirst du ihn behandeln.«

»Ja«, antworte ich ihm, denn das ist es, was man zu Papa sagt. Ich bin benommen, in meinen Ohren klingelt es. »Aber dann habe ich ja niemanden. Es wird schwer sein, mich daran zu erinnern, dass wir keine Freunde mehr sind ...«

»Du wirst dich schon daran gewöhnen«, erwidert er. »Wir sind so anpassungsfähig wie Tiere. Wenn du ihn erst ein paarmal ›Gilmore‹ gerufen hast, wird es dir ganz natürlich erscheinen. Und wenn er erst mal ein Jahr lang oder so dein Stallbursche gewesen ist, dann wirst du dich nicht erinnern, dass er jemals etwas anderes war.«

»Papa ...«

»Du bist ungehorsam, Iris, und du zwingst mich zu handeln. Du bist nie still, und du bleibst weder unter meinem Dach noch unter meinem wachsamem Auge. Du forderst die Krankheit heraus und hältst dich nicht an die Regeln.« Seine Hand streicht über die weiche Ledertasche. Seine Augen haben die mittlere Entfernung gefunden.

Ich stehe auf, um Papa allein zu lassen, warm und fest auf der Bank, das silbergraue Haupt schon nickend. Ich weiß um meine Liebe für ihn. Aber von meinem Hass bin ich überrascht. Er kommt wie ein Splitter aus einer weichen Holzmaserung.

Horror autotoxicus. Die Krankheit. Papa sagt es nicht, doch ich denke, dass sie uns tötet, die Villarcas, und dass wir deshalb die letzten beiden sind.

1908

Ich lerne Tom an dem Tag kennen, als Papa mir von der Krankheit erzählt und die Regeln aufstellt.

Ich bin neun Jahre alt. Noch nie bin ich allein von Rawblood weg gewesen. Das würde Papa auch nicht gefallen. Doch er schläft im Garten, eine Hand schwer in der sonnenhellen Luft baumelnd, der Zwicker klebt am Ende seiner glänzenden Nase. Wie Wasser schlängle ich mich davon. Der Weg nach Manaton ist still, gesprenkelt und von der Hitze des ausklingenden Tages erfüllt. Die Hecken sind hoch und von Grün und einem geheimnisvollen Licht durchdrungen.

Meine Hände klammern sich um zwei große zerbrechliche Stücke Apfelkuchen, vom Küchentisch gestohlen. Der süße, warme Duft. Ich bin allein auf der Welt. Entfernt von Rawblood, dort, wo Papas Blicke mich nicht finden. Meine Arme schwingen lang und frei. Sommerlicht. Schläfriges Vogelgezwitscher, so klar wie Glas. Der sandige Schiefer fest unter meinen Stiefeln. Ferne Stimmen von den benachbarten Feldern. Die Ernte ist fast vorüber.

Langsam laufe ich, trete mit den Zehen in den Boden und ziehe das Bein hinter mir her, wie ein verletzter Vogel seinen Flügel hinter sich herzieht. Ich stupse eine Wolke aus feinem Kies in die Luft und kneife meine

Augen zusammen. Der Rhythmus meiner Füße, die schleifen – *schschs* – und treten ... Mich überkommt das starke Gefühl zu träumen, auch wenn ich weiß, dass ich wach bin. Leise singe ich ein Lied vor mich hin, das ich mir selbst ausgedacht habe. Ein Lied über Dachse. Es hat keine feste Melodie. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich mir einen Stein suchen und mich hinsetzen, oder ich werde in einen Baum klettern, und dann werde ich die beiden Stücke Apfelkuchen essen. Aber noch nicht ... Der Rhythmus meiner Füße auf der Straße.

Ich halte an. Ich bin nicht mehr allein. Hinter mir ist ein Mädchen, wie aus dem Nichts gekommen steht sie in der Kurve. Ich nehme an, dass sie mir gefolgt ist. Sie ist dürr, größer als ich, aber mit einem sorgenvollen Gesicht, als hätte sie zu Hause etwas vergessen. Zwei braune Hasenzähne lugen zwischen weißen Lippen hervor. Wir starren uns an.

»Hallo«, sage ich.

Sie macht ein Geräusch und steckt ihre Hände in ihre Schürzentaschen.

»Möchtest du etwas?«, frage ich und reiche ihr meine Faust. Apfelstücke rutschen durch meine Finger. Vielleicht wird sie meine Freundin.

Das Mädchen blickt auf den Kuchen in meiner Hand. Ihre Zähne ziehen an ihrer Unterlippe. Mit misstrauischen Augen blickt sie mich an und deutet den Weg entlang. »Wo kommst du her?«, fragt sie. »Kommst du von dort?«

»Rawblood«, antworte ich. Ich versuche, es nicht mit *zu viel* Stolz zu sagen. Ich blicke auf die beiden

Kuchenstücke in meiner Hand. »Für jeden eines«, sage ich mit etwas Bedauern.

»Von dort«, sagt sie. »Ist bestimmt Gift drin.« Ihr Blick richtet sich auf den Kuchen. »Ist da Gift drin?«

»Nein«, sage ich beleidigt und hebe die Hand an meinen Mund. Süße, bröckelnde Kruste. Säuerlich, grün, zuckrig.

Das Mädchen beißt sich auf die Lippe und starrt weiter. Dann beugt sie sich schnell hinunter und tastet im Sand. Etwas fliegt in einem Bogen durch die Luft. Die scharfe Kante des Kieselsteins trifft meinen Augwinkel, und alles platzt auf. Etwas anderes trifft meine Schläfe mit einem Knacken. Die Welt schwingt zurück und verliert ihre Balance. Das Mädchen wirft und beugt sich herunter und wirft mit höchster Konzentration. Schnell füllt sie ihre Hände auf der Straße. Jeder Wurf ein Treffer. Einige sind klein und spitz. Andere sind groß und schlagen dumpf gegen mein Fleisch und klirren an meinen Knochen. Ich zeige dem Mädchen meinen Rücken und ziehe den Kopf ein. Steine treffen mit Wucht auf meine Nieren, Rippen und Wirbel. Etwas erwischt mich unten am Schädel und taucht meine Augen und meinen Kopf in ein Weiß. Alles schmeckt nach Blech.

Meine Wange schlägt dumpf auf die Straße. Wie eine Landschaft breitet sie sich vor mir aus. Über dem Pochen in meinen Ohren höre ich das leise Knirschen der Straße, als das Mädchen näher kommt. Ich versuche aufzustehen. Meine Arme und Beine sind wie mit nassem Sand gefüllte Eimer. Sie kommt mit leisen Schritten. Heißes Zeug tropft warm und rot von meiner

Kopfhaut hinunter auf mein Kinn. Die Geräusche, die ich von mir gebe, klingen wie ertrinkende Kätzchen.

Ihr Schatten. Ihre Füße sind vor mir, fest mit Lumpen verschnürt. Keine Schuhe. Sie beugt sich herunter. Ihre schmutzigen, zitternden Finger öffnen meine Faust und heben den Rest des Kuchens aus der einen Hand, dann aus der anderen. Ich versuche, sie zu beißen. Meine Zähne schrammen über ihren Arm. Sie dreht sich schnell um, die Hecke bebt, und dann ist sie verschwunden.

Ich sitze auf der warmen Straße. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich kann nicht nach Hause gehen; Papa wird das Blut und die Kratzer sehen und wissen, dass ich ungehorsam war. Ich hätte niemals einfach so weggehen dürfen ... Ein Zahn sitzt locker. Ich weine und schluchze stoßweise.

Hinter der Kurve Schritte. Ich schiebe mich in die Hecke, durch den Weißdorn, durch die Sträucher, bis zu der kalten grauen Mauer in ihrer Mitte. Scharfe, unwirsche Zweige zerren an meinem Kleid. Etwas Lebendes kriecht in mein Ohr. Ich halte den Atem an. Es ist still. Die Ringeltauben gurren. Eine Brise trägt den ersten Duft des Abends zu mir heran.

Die Schritte machen vor mir halt.

»Bisschen Blut«, sagt eine Stimme zu sich selbst. Bei den Konsonanten stottert sie ein wenig, wie eine schlecht sitzende Schublade. »Alles gut dadrin?« Etwas schiebt sich wie ein Monster durch das Blattwerk. Ich beiße. »Autsch«, sagt die Stimme. Sie zieht sich zurück. »Nein, autsch.« Es tut mir ein bisschen leid. Und ich hasse und fürchte die dunkle Hecke. Also komme ich heraus.

Der Junge steht auf der Straße, die Hand fest auf die rote Stelle an seinem Arm gelegt, wo ich ihn gebissen habe. Er ist ungefähr so groß wie ich, hat bloße, schmutzige Füße und eine Angelrute. »Du kannst ganz schön zubeißen«, sagt er. »Warum bist du voller Blut?«

»Dieses Mädchen hat mir meinen Kuchen weggenommen«, sage ich. »Es war Apfelkuchen.« Ich zeige ihm meine Hände, die nach Krümeln duften.

Er nickt ernst. »Oh, jup«, sagt er. »Was für 'n Miststück.«

»Miststück«, wiederhole ich entzückt. »Wie heißt du?«

»Tom«, sagt er. »Du?«

»Iris.« Es ist das erste Mal, dass ich den Namen jemandem sage. Es fühlt sich seltsam und auch ein bisschen beeindruckend an.

»Ist bestimmt noch Geschmack dran«, sagt er. Und so setzen wir uns an den Straßenrand und lecken meine klebrigen Finger ab. Erde und kleine Fetzen von Baumrinde haben sich daruntergemischt, doch es schmeckt noch immer nach Apfel. Bisher habe ich nie etwas geteilt. Seine Zunge kitzelt. Ich lache. Es tut weh.

Er sieht es. »Hast ganz schön was abgekriegt«, sagt er.

Ich sage: »Ich möchte nicht, dass Papa das Blut sieht.«

»Ist schon gut«, antwortet er. »Komm mit.« Er nimmt meine Hand.

Der Bach fließt glänzend über fette Steine in einen kleinen Teich aus tiefem Grün. Ebereschen beugen sich über ihn. Die Ufer sind mit Brombeerbüschen bedeckt. Mücken tanzen in der kühlen Luft.

Das kalte Wasser ergreift unsere Körper. Wir schreien und paddeln. Kaulquappen und Elritzen nehmen vor

unseren weißen Füßen, die wie Leichen in dem Flusswasser liegen, Reißaus. Das Blut fließt in einer Spirale von mir herunter in den Bach. Wir essen glänzende Brombeeren, bis wir voll mit blauroten Flecken sind. Wir waschen sie ab. Mein Kleid trocknet zerknüllt in der Sonne, während Tom fischen geht. Er fängt nichts.

»Eine Forelle zum Vorzeigen wäre nicht schlecht gewesen«, sagt er. »Wäre nicht so schlimm, wenn ich eine Forelle hätte.«

»Du bist davongelaufen«, erwidere ich. »Genau wie ich.«

»Sollte eigentlich das Heu einfahren«, antwortet er. Er erzählt mir von seinem Dad, seiner Ma, wo sie leben, nämlich auf einer Farm mit Kühen.

»Ich liebe Kühe«, erkläre ich. »Große Augen und lange Wimpern.«

»Sie treten«, sagt er. »Ständig.«

Als sich die Mücken über uns versammelt haben und der Horizont sich zu einem milchigen Grau abgekühlt hat, sagt Tom: »Nach Hause, nehme ich an.«

Ich sage: »Komm mit zu mir!«

»Geht nicht«, antwortet er, und ich spüre seine Besorgnis.

»Zu mir, zu mir«, singe ich, »komm mit zu mir ...« Ich tanze um ihn herum und zupfe an den Büscheln seines dunklen Haars. Ich tanze und singe laut, denn ich möchte nicht allein auf dem düsteren Weg sein.

»Plagegeist«, antwortet er. »Na ja, dann bring ich dich eben nach Hause.«

Papa sieht uns, als wir im letzten Licht des Tages den Hügel herunterkommen. Wie ein Bulle stürmt er aus der Tür. »Iris, was hast du dir nur gedacht, einfach so zu verschwinden? Lauf nicht davon, niemals! Nebel hätte aufziehen können!« Er bebt.

»Da ist kein Nebel, Papa! Ich schwöre es.« Er glaubt immer, dass ein Nebel aufzieht, und das macht ihm eine Heidenangst.

Papa sieht mich an, die Schrammen und die blauen Flecke, das verdreckte Kleid. Er packt Tom beim Genick und hebt ihn in die Höhe. Knöpfe reißen von Toms Hemd ab, als Papa ihn schüttelt.

»Was ist mit ihr geschehen?«, fragt Papa. »Sprich. Wer hat ihr das angetan?«

»Ich war's nicht«, antwortet Tom, während Papa ihn schüttelt, und ich rufe: »Nein, nein, er war's nicht!«

»Wer sind deine Leute?«, fragt Papa. »Sie werden davon hören. Und jetzt eine Tracht Prügel, die schlimmste deines Lebens.«

»Tom Gilmore«, sagt er. Seine Zähne klappern vom Schütteln. »Trubbs Farm.«

Ich zerre an Papas Ärmel. »Er hat mir geholfen«, erkläre ich. »Papa! Es war die *andere*, die Steine geworfen hat ...«

Papa lässt Tom wie einen Sack Weizen fallen.

Tom sitzt verwundert auf dem Boden.

Papa bedeckt das Gesicht mit den Händen. »Tom Gilmore«, spricht er. Tom sagt aber nichts. Wie es scheint, versucht er zu erraten, welche Antwort ihm Ärger einhandelt.

Ich sage: »Bitte, Papa, lass ihn zufrieden.«

Papa macht ein Geräusch. »Ich habe es vergessen«, antwortet er. »Ich habe es versprochen, und ich habe es vergessen.« Er starrt Tom an. »Du darfst ihm etwas zu essen geben, Iris. Aber hier draußen. Nicht im Haus.« Er wendet sich ab und läuft zurück in Richtung Rawblood. Sein Rücken zittert von unten bis oben.

Tom und ich blicken ihm hinterher. »Er weint«, sagt Tom.

»Ich weiß.« Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Es ist nicht ungewöhnlicher als die anderen Dinge, die heute geschehen sind.

»Vielleicht ist noch etwas von dem Kuchen übrig«, bemerke ich, und dieser Gedanke verdrängt alle anderen.

Papa verarztet mich mit einer Jodtinktur. Der Geruch ist stark und rot. Mein Schlafzimmer macht einen sehr behaglichen Eindruck. Das Feuer brennt, so als wäre ich krank. Es lodert eifrig und prasselt im Kamin und wärmt unsere Gesichter. Die Nacht ist draußen. Wir sind drinnen.

»Warum hast du geweint, Papa?«

»Ich habe mich an ein Versprechen erinnert, das ich einmal gegeben habe«, erwidert er. »Deiner Mutter. Ich hatte es vergessen, was sehr schlimm ist, denn Versprechen muss man halten. Aber das war nicht alles. Ich bin zornig gewesen, Iris, denn ich Sorge mich um dich. Ich habe immer ein Auge auf dich gehabt, stimmt das nicht? Ich habe versucht, dir das Richtige beizubringen, so wie ein Vater es tun sollte, nicht wahr?«

»Ja«, antworte ich ergriffen. »Aber warum, Papa? Warum hat das Mädchen die Steine geworfen? Warum hat es geglaubt, dass der Kuchen vergiftet ist?«

»Die anderen fürchten uns«, erklärt Papa. »Unsere Familie. Mein Herz, sie werden dir wehtun, wenn sie können. Wir haben ... eine Krankheit. Genau wie Rawblood gehört sie schon immer zu unserer Familie. Wie ein schlummernder Widersacher ruht sie in uns. Ihr Name ist *Horror autotoxicus*. Auch deshalb arbeiten Dienstboten nicht gern auf Rawblood. Darum haben wir nur Shakes, und auch der wohnt nicht auf Rawblood, sondern über dem Stall. Kein Dienstbote schläft je im Haus.« Einen Moment lang ist sein Blick ganz leer und weit entfernt, aber dann fährt er fort: »*Horror autotoxicus* ist eine ungewöhnliche Krankheit. Sie wird nicht durch eine Infektion oder ein Virus ausgelöst, sondern durch Gefühle.«

»Das ist wirklich seltsam«, sage ich und denke an die Erkältung, die ich im letzten Sommer hatte. »Was macht sie mit einem?«

»Sie macht einen sehr krank«, antwortet Papa. »Sie macht einen ganz heiß vor Fieber, und sie verursacht Wahnvorstellungen von schrecklichen Dingen. Man rutscht in einen Traum hinein, in dem Monster umherstreifen. Und schließlich verliert man den Verstand, bis man die Orte nicht mehr kennt, die man liebt, oder die Gesichter der eigenen Familie. Manchmal bringt sie einen dazu, anderen wehzutun.«

»Nein! Ich werde mich immer an dein Gesicht erinnern, Papa, und ich werde mich immer an Rawblood erinnern ...«

»Ich wünschte, es wäre so, Iris. Du musst dich zu allen Zeiten ganz ruhig verhalten und ein stilles Leben führen, denn *Horror autotoxicus* kann dich packen, wenn du erregt oder verärgert bist. Sollte dich jemals ein starkes Gefühl überkommen, das du nicht beherrschen kannst, musst du Papa sofort davon erzählen. Es könnte das erste Anzeichen sein.«

»Alle meine Gefühle sind stark«, antworte ich. »Ich kann dir doch unmöglich von allen erzählen!«

»Du musst es wenigstens versuchen«, antwortet er und trocknet mir das Gesicht ab. »Aber verzage nicht. Wir können es verhindern. Du bist nicht in Gefahr, solange du still auf Rawblood lebst und nicht davonläufst. Es ist eine rationale Sache, der wir mit Vernunft begegnen können. Ich verstehe nun, dass ich zu viel von dir verlangt habe, Iris. Dein Ungehorsam zeigt mir, dass ich nicht auf dein eigenes Urteilsvermögen vertrauen darf. Darum habe ich Regeln aufgestellt, die du befolgen wirst und die dich schützen werden.«

Papa holt ein Stück Papier aus seiner Tasche. Er liest die Regeln laut vor, und dann heftet er sie an meine Schlafzimmertür.

1. Andere Kinder: keine Freunde.
2. Dienstboten: keine Freunde.
3. Die Krankheit: ein Geheimnis.
4. Papas Medizinbeutel: verboten. Wenn Papa seine Medizin nimmt: raus aus dem Zimmer.
5. Acht Uhr morgens bis zum Mittag: lesen mit Papa.
6. Nachmittage: im Garten spielen. Nicht außerhalb des Gartens.

7. Bett: um sieben.
8. Bücher: so gut wie Menschen.
9. Erzähle Papa alles.

»Diese Regeln sind wie Versprechen, Iris, verstehst du das?«

Ich nicke. Die Lieblichkeit der Sonne und des Wassers und der Gedanke an Tom lösen sich zu einer Müdigkeit auf, und überall tut es mir weh. Ich hatte ja keine Ahnung, dass mir mein Körper so wehtun kann. Ich habe keine Lust mehr, die Welt zu entdecken. Ich bin mir nicht sicher, ob sie ein freundlicher Ort ist. *Horror autotoxicus* ... Sogar der Name ist schrecklich. Aber mir wird es gut gehen. Dafür wird Papa schon sorgen.

»Ich werde die Regeln befolgen«, erkläre ich. »Aber Tom werde ich behalten! Das nennt man einen Handel, Papa.«

Papa betrachtet mich lange. »Du bist wahrhaft die Tochter deiner Mutter«, antwortet er. »Aber es geht nicht, Iris.« Er wiegt meinen Kopf in seiner langen weißen Hand. Er hält mich sanft und doch so fest wie in einem Schraubstock und sieht mir in die Augen. »Sag sie mir auf«, fordert er. »Die Regeln.«

Ich winde mich. »Papa, zu eng ...«

»Sag sie auf, Iris. Ich muss sichergehen, dass du sie verstehst.«

»Andere Kinder«, sage ich. »Keine Freunde ...« Ich sage die Regeln auf, immer und immer wieder.

Schließlich lässt Papa von mir ab und legt mir seine Hand auf den Kopf, und ich weiß, dass er mir jetzt vergeben hat. Er sagt: »Na gut, lass uns lesen.«

Catriona Ward bei FESTA:

Das letzte Haus in der Needless Street

Little Eve – Kind der Schlange

Sundial – Das Haus in der Wüste

Das Mädchen von Rawblood

Infos, eBooks & Leseproben:

www.Festa-Verlag.de



Foto: Robert Hollingworth

Catriona Ward wurde in Washington, D. C. geboren und wuchs in den USA, Kenia, Madagaskar, im Jemen und in Marokko auf. Heute lebt sie in England.

Ihr Debüt *Rawblood* (2015) erhielt den British Fantasy Award als bester Horror-Roman des Jahres. *Little Eve* gewann den Shirley Jackson Award und wieder den British Fantasy Award für den besten Horror-Roman 2019.

Catrionas dritter Roman *The Last House on Needless Street* erschien 2021 und wurde zum Bestseller, der demnächst verfilmt wird. 2022 folgte der ähnlich erfolgreiche Thriller *Sundial*.

Festa veröffentlichte alle vier Romane auf Deutsch.